

Paul Gruber

Thema 4

In einer Gesellschaft, in der alle anders sein wollen und sich möglichst individuell selbst inszenieren, wird konsequenterweise die Zugehörigkeit zu einer Minderheit zum Ideal. Denn erst wenn ich Minderheit bin, bin ich nicht wie die Masse. So wird die Minderheit zum heiligen Gral der Selbstverwirklichungsgesellschaft.

Alexander Grau: Hypermoral. Die neue Lust an der Empörung. München 2017, S. 80 f.

In der Moderne ist neuerdings ein tragisches Phänomen aufgetreten, das dennoch fast satirische Züge besitzt. Es scheint nämlich beinahe wie eine bittere Parodie, dass die Masse – und damit meine ich diejenige *im* Menschen – sich die Individualität zum Ideal erwählt hat. Hatte man in der Vergangenheit gerade den Philosophen immer als Einzelnen gesehen wie Kierkegaard, als Autonomen wie Kant oder als Eigentlichen, den das Man nicht kümmert, wie Heidegger, so kommt der Begriff – oder besser: die Parole – des einzigartigen Individuums nun gerade von der anderen Seite, von den der Philosophie Fernstehenden.

Die Terminologie ist zwar im Wortlaut ähnlich, die Begriffe sind jedoch verschieden, denn die beiden Seiten meinen doch anderes, wenn sie diese Worte gebrauchen. In der Philosophie ist die Autonomie immer als Bedingung der philosophischen Suche gesehen worden, so wie bei Sophokles das Geringachten der weltlichen Gesetze als notwendig für das Handeln nach den göttlichen, als Notwendigkeit der wahren Ethik gilt. Die Individualität war nie das Ziel des Strebens, sondern eine notwendige Begleitung dessen. Niemand wird wohl leugnen, wie charakteristisch und individuell Sokrates auftrat – immer barfuß und nachhakend, nervend wie eine Stechfliege –, aber es wäre vollkommen verfehlt, zu behaupten, er hätte diese Einzigartigkeit angestrebt.

In der Gesellschaft dagegen – der der unbeschulte und unbehauste Erotiker, für den Sokrates steht, ebenso wenig angehört wie der unnütze und krumme Baum Zhuangzi – scheint heute die Einzigartigkeit zum Selbstzweck und zum höchsten Ziel überhaupt geworden, oder um es genauer zu treffen: Nicht Einzigartigkeit, sondern Andersheit ist der Wert, nach dem man sich richtet. Denn sobald die Individualität das Ziel selbst ist, also das Sich-Unterscheiden, ist es evident, dass es nicht mehr darum geht, *wer* man ist, sondern nur noch darum, dass man schlicht anders ist.

Was folgt denn aber nun, wenn alle – oder doch zumindest die große Mehrheit der Menschen – in dieser Weise nach Individualität streben? Stellen wir uns zunächst eine einfache Ansammlung an Menschen vor, um uns wie an einem Modell die Entwicklung vorzuführen – ein kleines Dorf etwa, ein

Viertel, eine Stadt: eine Gruppe jedenfalls, die für sich geschlossen eine Miniaturgesellschaft bildet, in der die Andersheit als das höchste Gut angesehen wird, um das die Bürger sich bemühen. Der erste der Einwohner wird damit beginnen, sich ungewöhnlich zu kleiden, auffällig zu sprechen, sich herausstechend zu verhalten. Der Nächste tut es ihm gleich, nur noch herausstechender, auffälliger und ungewöhnlicher, will heißen: noch individueller. Bald werden alle in den Wettbewerb um das eigenartigste Auftreten eingetreten sein, sodass man schlussendlich in diesem Haufen bunt gescheckter Papageien den Einzelnen nicht mehr erkennen können. Sie sind alle gleich geworden in ihrem Anderssein.

Und man kann sie wirklich Papageien rufen, plappern sie doch einer dem anderen nach. „Wie das, wenn sie sich doch vom anderen unbedingt unterscheiden wollen?“, wird der Einwand lauten. Der Grund ist einfach, denn es gilt dasselbe, was Nietzsche von der Umwertung der Werte geschrieben hat: Der revolutionäre Löwe, der mit dem alten Drachen kämpft, ist durch diesen bestimmt, und nur das spielende Kind, das sich um keinen der beiden kümmert, ist wirklich frei. Denn wenn einer anders sein will als sein Gegenüber, so kann er nicht sein wie dieser: Die Existenz des Anderen ist eine Eingrenzung der Möglichkeiten seiner eigenen Individualität und schränkt so sein Leben ein. Der nach Einzigartigkeit strebende Mensch ist rückwirkend durch die Masse der Anderen determiniert.

Nicht nur also, dass dieser bemitleidenswerte Mann kein Philosoph ist, er ist dazu auch noch trotz all seines Bemühens und gerade aufgrund seines Bemühens nicht einmal ein wirkliches Individuum. Ja, er denkt sogar in Massen, denn er will ja nicht einfach anders sein als *alle* anderen, sondern er verlangt danach und begehrt, Teil der *Gruppe* der Andersartigen zu sein. So kommt es zu der völlig widersprüchlichen Konstellation, dass, wie Alexander Grau im obigen Zitat berichtet, dieser Mensch denkt: „(...) erst wenn ich *Minderheit* bin, bin ich nicht wie die Masse.“ (Hervorhebung von mir) Und dabei übersieht er ja, dass eine Minderheit, eine gesellschaftliche und politische Minderheit, gerade nichts anderes *ist*, als eine Masse. Er geht ja auch gar nicht wirklich auf eine Gemeinschaft an Einzelnen zu, sondern auf eine bloße Zersplitterung der Gesellschaft, die dennoch so homogen ist, wie sie nie war, denn all ihren Bruchteilen liegt derselbe Irrtum zu Grunde.

Äußerlich die Individualität, innerlich die Masse im Menschen – ist das eine Welt, wie sie die Philosophie will? Wo bleiben denn dann die Wildheit Thoreaus, die Eigentlichkeit und das Heilige Heideggers, Wittgensteins Mystisches, kurz: Wo bleiben die Philosophie und die Kunst, denn beides gehört ja notwendigerweise zusammen? Dies ist eben das Erschreckende: Das staunende Sehen, zu dem nur der Einzelne fähig ist und das nach Thomas von Aquin eben das Verbindende zwischen Philosophie und Kunst ist, geht verloren – und mit ihm die Fähigkeit zur Muße. So wird der Mensch zu einem Gehetzten, der niemals ruhen kann in diesem beständigen Agon um Andersheit. Wer sich der Muße widmet, scheidet aus dem Rennen, und davor hat ein jeder der Läufer und Wagenlenker

Angst. Dass jedoch dieses Ausscheiden oder vielmehr das Nicht-Teilnehmen die eigentliche Individualität ist, darauf kommt keiner von ihnen.

Wenn aber weiter das platonische Zeugen im Schönen in eine reine Art der Selbstdarstellung verwandelt ist, deren Ziel es ist, die eigene Einzigartigkeit offenzulegen, kann man dann noch ohne schlechtes Gewissen von wirklicher Kunst sprechen? Und wenn, wie Wittgenstein im Tractatus sagt, Ethik und Ästhetik in der Sichtweise eins seien, bleibt dann auch noch Platz für das ethische Denken im Menschen?

Wir sind uns gewiss einig, dass die Ethik Teil der Philosophie ist und dass es außerhalb der philosophischen Reflexion nicht wirklich welche geben kann, weil ihr dann das nötige Daimonion fehlt. Und doch sprechen gerade jene, die ganz im Gegensatz zu den Zielen der Philosophie die Andersheit zu ihrem Abgott erhoben haben, unentwegt von Richtig und Falsch. Hier zeigt sich die unheimliche Fähigkeit des Menschen zur Selbsttäuschung, zu der nur fähig ist, wer nicht aufrichtig nach Selbsterkenntnis zumindest strebt: Denn es handelt sich hier keineswegs um ethische Betrachtung, sondern um ein Moralisieren, das sein hässliches Gesicht mit der hübschen Maske der Philosophie verdeckt hat. Und die Menschen leben zufrieden in seiner Gegenwart, da sie glauben, in angenehmer Gesellschaft zu sein: Grau hat recht, wenn er von Hypermoral spricht.